

# Die Einheit von Forschung und Lehre

Über Jahrhunderte hinweg diente das Prinzip von der Einheit von Forschung und Lehre den Universitäten als Kompass. Und heute? Weist die alte Nadel noch immer Richtung Zukunft? Ja, sagt Peer Pasternack und eröffnet die Debatte neuer und alter Bildungsideale in der duz.

von Peer Pasternack

**A**kademische Kulturpessimisten und Marktliberale streiten über Sinn und Funktion von Hochschulbildung. Die einen hängen idealistischen Zweckfreiheitsvorstellungen an. Die anderen möchten die Hochschulen für die Standortsicherung mobilisieren. Die einen halten die Frage nach der Nützlichkeit akademischer Bildung für den Tod der Universität. Die anderen sehen nur dann eine Zukunft der Hochschulen, wenn diese gesellschaftliche Nützlichkeitsforderungen kompromisslos bedienen. Deshalb seien arbeitsmarktkompatible Qualifikationen zu vermitteln und im Studium Praxisrelevanz herzustellen. Ein Bundesminister für Zukunft brachte es vor zwölf Jahren auf einen griffigen Punkt: „Humboldt ist tot“. Gemeint war damit vor allem eines: Die Einheit von Forschung und Lehre sei tot, nämlich „in der Masse erstickt“.

Dann allerdings gibt es noch eine dritte Position in der Debatte. Von dieser hören wir: Die Distanz zur Welt der Arbeit sei ein zentrales Merkmal von Bildung – und zwar um Befähigungen zu erwerben, eben diese Welt der Arbeit und andere Lebenssphären erfolgreich zu bewältigen (Ulrich Teichler). Lebenskluge Beschäftigter verlangten auch genau das, denn: „Praktiker wissen, dass Praxis blind macht. Sie suchen nicht nach Leuten, die ihre Blindheit teilen“ (Dirk Baecker). Dafür wiederum sei nichts förderlicher als eine „Kontaktinfektion mit Wissenschaft“ (Michael Daxner).

## Was Humboldt wirklich meinte

Damit aber sind wir wieder bei der Einheit von Forschung und Lehre, also, jedenfalls in gewisser Weise, bei Humboldt. In Humboldts Schriften selbst findet sich die Einheitsformel so nicht. Sie ist eine Prägung der späteren Geschichtsschreibung. Dabei wurden zwei unterschiedliche Gedanken Humboldts miteinander verbunden: einerseits die Definition von Wissenschaft als Forschungsprozess, als „ein noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes“; andererseits Humboldts begriffliche Trennung zwischen Schulunterricht und Universitätsunterricht. Wo der Schüler die „intellektuell-mechanischen Kräfte“ ausbilde, da sei „der Studierende nicht

mehr Lernender, sondern dieser forscht selbst, und der Professor leitet seine Forschung“. Man hat das später in die Formel vom „forschenden Lernen“ übersetzt.

Die heutige Hochschulbildung entspricht dem nicht, und, so meine These: Genau deshalb leidet sie an Insuffizienz. Dies vorausgesetzt, ist die Einheit von Forschung und Lehre nicht abzuschaffen – das ist sie ja schon weitgehend –, sondern wiederherzustellen. Hier könnte nun eingewandt werden: Zahlreiche Reformmaßnahmen zielen doch genau darauf, forschendes Lernen wieder zu ermöglichen. Die Übergangsquoten an der Bachelor/Master-Stufe, die Entlastung der Professoren, indem neue Personal-kategorien mit Schwerpunkt Lehre geschaffen werden, die Entlastung der Universitäten durch Stärkung der Fachhochschulen und so weiter – all dies schaffe die Chance, das Verlorene wiederzugewinnen: nämlich für einen Teil der Studierenden, für die

**„In Humboldts Schriften findet sich die Einheitsformel so nicht. Sie ist eine Prägung der Geschichtsschreibung.“**

Teilnehmer an universitären Master-Programmen. Der mehrheitliche „Rest“ sei ja ohnehin überfordert von der Anmutung, forschend lernen zu sollen.

Lassen wir uns auf diese Argumentation ein. Dann muss man sich vor allem eine Frage stellen: Was bringt eine Hochschulausbildung, die für die meisten ihrer Studierenden zum Fachschulmodell des 19. Jahrhunderts zurückkehrt, also auf das Funktionieren im Bekannten und Gegebenen vorbereitet?

Zunächst sind zwei verbreitete Missverständnisse aus dem Weg zu räumen: Akademische Bildung war nie in dem Sinne zweckfrei, dass sie keinen Zwecken diene. Ebensovienig zielte sie je darauf, allein Forscher auszubilden. Auch zu Humboldts Zeiten ergriffen die Universitätsabsolventen überwiegend vergleichsweise profane Berufe. Sie wurden vornehmlich Pfarrer, Gymnasiallehrer, Ärzte und Verwaltungsbeamte. Dort hatten sie bestimmte berufliche Anforderungen zu erfüllen. Darauf vorzubereiten war auch damals die Funktion akademischer Bildung. Mithin: Das ist nichts Neues.

Ein Hochschulstudium ging und geht davon aus, dass sich seine Absolventen typischerweise in Situationen der Ungewissheit,



Foto: TU-Berlin

## Dr. Peer Pasternack

### Forschungsdirektor am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg

Geboren 1963 in Köthen gelangte Pasternack nach der Wende in die Wissenschaft. Nach einer Lehre zum Fahrzeugschlosser und dem Abitur schloss er 1994 das Studium der Politikwissenschaft in Leipzig ab. Vier Jahre später folgte die Promotion an der Uni Oldenburg und 2005 die Habilitation an der Universität Kassel. Zu dem Zeitpunkt war Pasternack bereits ein Jahr Forschungsdirektor am Institut für Hochschulforschung an der Uni Halle-Wittenberg. Den Posten hatte er nach einem Ausflug in die Politik, von 2002 bis 2003 war Pasternack Staatssekretär für Wissenschaft und Forschung in Berlin, übernommen. Weitere Infos: [www.peer-pasternack.de](http://www.peer-pasternack.de)



Goodbye, Humboldt!?

Welche Werte braucht die Uni 2010? - Eine duz-Serie

Teil 1: Einheit von Forschung und Lehre

nächste Folge:

Freiheit der Forschung

Foto: pixelio

konkurrierender Deutungen und Normenkonflikten zu bewegen haben werden: „Geistliche haben es mit Sündern und Ketzern zu tun, Richter mit Rechtsbrechern und streitenden Parteien, Lehrer mit dem abweichenden Verhalten des Jugendalters, Psychologen mit Patienten, die an ihren neurotischen Infantilismen hängen, Verwaltungsbeamte mit Bürgern und Politikern, die sich dem bürokratisch Notwendigen nicht fügen wollen, Architekten mit Bauherrn und deren Idiosynkrasien, Ingenieure mit Betriebswirten, die ihren kreativen Entwürfen mit Kostenargumenten entgegengetreten usw.“ (Dr. Gero Lenhardt).

#### Was der Arbeitsmarkt auf jeden Fall braucht

Studierende müssen die Souveränität gewinnen, damit im Beruf umgehen zu können. Ob diese Absolventen einen Bachelor- oder Master-Titel tragen, wird dabei nicht von Belang sein. Wer heute studiert, hat – in welchem beruflichen Feld auch immer – allerhand vor sich. Er oder sie wird mit hoher Wahrscheinlichkeit morgen unter Druck, Ungewissheit und Normenkonflikten komplizierte Sachverhalte entscheiden und in solchen Situationen sicher handeln müssen. Dafür muss sie oder er einiges beherrschen. Es ist vorhandenes Wissen zu aktualisieren, und es sind effektiv neue Informationen aufzunehmen und zu verarbeiten. Ursache-Wirkungs-Bündel müssen selektiert, Wesentliches von Unwesentlichem getrennt, Handlungsoptionen ausgewählt, Problemlösungsanordnungen organisiert und Prozesse gesteuert werden können. Man möchte jedenfalls in keiner Stadt leben, in welcher der Schichtleiter im Elektrizitätswerk diese Dinge nicht beherrscht.

In einem Hochschulstudium müssen also eine wissenschaftlich basierte Urteilsfähigkeit und eine explizit darauf gründende Handlungsfähigkeit erlangt werden. Diese sollen zum Lösen von Problemen befähigen, die während des Studiums noch gar nicht bekannt sein konnten. Genau diesem Ziel dient die Forschungsbindung eines Hochschulstudiums. Man schaue sich genauer an, welcher Art

die Kernkompetenzen sind, die heute über die sogenannte Employability entscheiden: kritisches und analytisches Denkvermögen, Argumentationsfähigkeit, Fähigkeit zu selbstständigem Arbeiten und Lernen, Problemlösungs- und Entscheidungsfähigkeit, Planungs-, Koordinations- und Managementkompetenzen. „Es überrascht, dass sich die Liste der für die Beschäftigungsfähigkeit relevanten Kompetenzen auf weiten Strecken mit den Kompetenzen deckt, die die moderne Forschung verlangt“ (Etienne Bourgeois).

Das Hochschulstudium enthält vier praktische Vorkehrungen, die sicherstellen sollen, dass es tatsächlich zu wissenschaftlicher Urteilsfähigkeit zu führen vermag: Zugangsvoraussetzung ist die Hochschulreife (beziehungsweise ein funktionales Äquivalent); das Lehrpersonal ist in wissenschaftlicher Forschung ausgewiesen, was im Regelfall durch (zumindest) die Promotion belegt wird; die Lehre findet forschungsgebunden statt, was formal dadurch gesichert

wird, dass im Zeitbudget des Lehrpersonals ein gesicherter Forschungsanteil ausgewiesen ist; und das Studium integriert in relevantem Umfang Selbststudienanteile, wodurch die selbstständige Erarbeitung von Wissen und Urteilsfähigkeit erworben und

trainiert werden. Einheit von Forschung und Lehre heißt hingegen nicht, dass jeder Student und jede Studentin ein ‚kleiner Forscher‘ sein soll.

Bleiben aber die meisten Studierenden von der Forschungsbindung ausgeschlossen, dann wird vor allem für eines zuverlässig gesorgt: Die wissenschaftlich ausgebildeten Master-Absolventen, beruflich auf den höheren Entscheiderpositionen angelangt, werden es ausbaden müssen. Sie dürfen dann einen wesentlichen Teil ihrer Zeit damit beschäftigt sein, die Fehlentscheidungen der unzulänglich ausgebildeten mittleren Qualifikationsebenen zu reparieren. ■

**„Einheit von Forschung und Lehre heißt nicht, dass jeder Student ein ‚kleiner Forscher‘ sein soll.“**

Hat Peer Pasternack recht? Diskutieren Sie mit und schreiben Sie Ihre Meinung an: [duz-redaktion@raabe.de](mailto:duz-redaktion@raabe.de)